

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 60 (1955-1956)
Heft: 12

Artikel: Ostern in Goethes "Faust"
Autor: Meyer, Eva A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-316498>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine neue Welt!

*Ja, es umgibt uns eine neue Welt!
Der Schatten dieser immer grünen Bäume
wird schon erfreulich. Schon erquickt uns wieder
das Rauschen dieser Brunnen. Schwankend wiegen
im Morgenwinde sich die jungen Zweige.
Die Blumen von den Beeten schauen uns
mit ihren Kinderaugen freundlich an.
Der Gärtner deckt getrost das Winterhaus
schon der Zitronen und Orangen ab.
Der blaue Himmel ruhet über uns,
und an dem Horizonte löst der Schnee
der fernen Berge sich in leisen Duft.*

J. W. Goethe

Ostern in Goethes «Faust»

Das Faust-Drama beginnt am Abend vor Ostersonntag. Die ungeheure Erregung, die die Erscheinung des Erdgeistes in Faust bewirkt, die ihn zugleich beglückt und vernichtet, wird durch das kurze Gespräch mit Wagner gedämpft; aber nach Wagners Fortgehen ergreift ihn die Nichtigkeit und Hoffnungslosigkeit des Lebens so stark, daß er beschließt, ein Ende zu machen, um

auf neuer Bahn den Äther zu durchdringen,
zu neuen Sphären reiner Tätigkeit.

Im Moment, als er das Gift trinken will, erklingen die mitternächtigen Osterglocken. Doch wenn der Selbstmord durch die Osterglocken verhindert wird, so deutet das nicht auf ein Lebendigwerden des Christentums in Faust; er sagt ganz eindeutig: «Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.»

Die Engelchöre, die Faust aus dem Klang der Osterglocken heraushört, stammen aus einer Zeit, in der der naturfromme Goethe dem Christentum am fernsten stand. Seine Auffassung drückt das von ihm nicht veröffentlichte Distichon aus:

Was vom Christentum gilt, gilt von den Stoikern,
freien Menschen geziemet es nicht, Christ oder Stoiker zu sein.

Hat Goethe im Faust gegen seine Überzeugung das Evangelium gefeiert? Wo bleibt da der Zusammenhang zwischen Faust-Werk und Persönlichkeit Goethes, der zum Verständnis des Faust so notwendig ist? Goethe sagt:

Immer hab ich nur geschrieben,
wie ich fühle, wie ich's meine.

Wenn man näher hinsieht, ist nichts von dogmatischem Christentum in dieser Szene. Der Gottmensch Christus braucht das Leben nicht als «heilsam und übende Prü-

fung» hinzunehmen; nach seiner Auferstehung wird von ihm als dem «Sterblichen» gesprochen. Die Jünger klagen:

Ließ er die Seinen
schmachtend uns hier zurück,
ach! wir beweinen,
Meister, dein Glück!

Man muß zum symbolischen Sinn durchdringen. Nicht von Tod und Auferstehung des Gottessohnes Christus singen die Engel, sondern vom liebevoll-tätigen Geist des Christentums, der in der Welt immer wieder stirbt und wieder auflebt; der nur aus Freude erwächst; deshalb mahnen die Engel in jedem der drei Chöre zur Freude. Wie tiefsinnig-vielsagend sind die Klagen der Weiber:

Mit Spezereien
hatten wir ihn gepflegt,
wir, seine Treuen,
hatten ihn hingelegt.

Gerade weil die «Treuen» ihn mit Spezereien pflegen statt mit liebevoller Tat, wird er «hingelegt», weil sie ihn mit Tüchern und Binden umwinden, kann der Geist der Liebe nicht mehr auf der Erde gefunden werden. Diese Weiber werden auf die Seligkeit der bestandenen Prüfung hingewiesen, während die klagenden Jünger zur Tat aufgefordert werden; dem Liebevoll-Tätigen ist der Meister *da*. Diese Lehre der Tat wird von Faust erst in der Bibelübersetzung ins Bewußtsein gehoben, hier rettet ihn nicht die Botschaft, das Evangelium, an das er nicht glaubt, sondern in «kindlichem Gefühl» werden die frohen Jugendkräfte wieder in ihm lebendig. Es ist wie bei Prometheus, Sohn in Pandora, «des Lebens reines eigenes unverwüstliches Bestreben», das ihn nicht untergehen läßt.

Die Frucht der Lehre, die die Engel singen, reift erst in der schönen abendlichen Szene nach dem Osterspaziergang. Gleich im Anfang derselben wird die enge Zelle, in der die Lampe freundlich brennt, mit dem Innern des Menschen verglichen, in dem das Licht der Vernunft hoffnungsvolle Selbsterkenntnis fördert. Dieser Vergleich: «Denn was innen, das ist außen», sei durch die ganze Szene festgehalten. Faust kehrt in friedlicher Abendstimmung in sich ein, die wilden Triebe in ihm sind entschlafen, das Böse bringt er als dressierten Pudel mit sich, er soll sich ruhig verhalten, während Faust im alten Streben, zu wissen, was die Welt im Innersten zusammenhält, sich des Lebens Quelle nähern will. Aber der Pudel beginnt zu knurren, er mурrt vor dem Guten und Schönen und erschüttert so den Frieden der Seele. In solcher oft erfahrener Unbefriedigung am Hiesigen und an sich selbst, in der Sehnsucht nach dem Göttlichen will sich Faust an den geoffenbarten Gott halten, der als Logos mit Geboten und Verboten im Menschen herrscht und vor dem das Böse im Menschen gezähmt auf «dem besten Kissen», dem ruhigen Gewissen, stille bleibt. Doch der Durst nach Erkenntnis des Göttlichen wird dadurch nicht gestillt, er grübelt weiter und will das Wesen der Gottheit erst im Sinn dieser geoffenbarten Gebote und Verbote erkennen, dann in ihrer Kraft und schließlich in ihrer Wirkung, in der Schöpfung selbst, der Tat Gottes. Aber bei Betrachtung

der Schöpfung kann man nicht an der Erkenntnis vorbei, daß darin das Böse neben dem Guten und gegen das Gute wirkt. Goethe hatte erfahren: «Tat steht mit Reue, Handeln mit Sorge in immerwährendem Bezug»; es sollte dies ein Grundmotiv sein bei der Darstellung seiner Taten der ersten zehn Weimarer Jahre. Und so richtet sich beim Worte Tat der Pudel mit Heulen und Bellen störend auf; bei der Tat wird das Böse lang und breit und hebt sich mit Gewalt, es wird zum Gespenst mit feurigen Augen und schrecklichem Gebiß. Darüber braucht ja unsere Gegenwart keine nähere Erklärung.

Wie kann der Mensch in seinem Innern Herr über diese Erscheinung werden? In weitergehender Meditation wird nun das Wesen des Bösen mit dem Licht der Vernunft gesucht wie vorher das Wesen des Göttlichen. Wie gründlich es dabei zugeht, wird an dieser Stelle von außen bestätigt, denn «die Geister auf dem Gange» wissen, daß dort im Innern des Menschen der alte Höllenglucke zagt wie im Eisen der Fuchs: das Böse soll sich zu sich selber bekennen, und davor zagt es.

Zuerst versucht der Mensch das Böse als in der Natur begründet und den Elementen angehörig aufzufassen und will es daraufhin beschwören; aber es nimmt nicht Gestalt an, wird nicht absolut. «Es liegt ganz ruhig und grinst mich an.» Das ist griechische Auffassung, sie wußten um das polare Aneinander-Gebundensein von Gut und Böse. So, wie sie nie einen *guten* Gott gestaltet haben, und trotzdem ihnen alles, jede Idee und jeder Berg und Fluß, Baum und Dämmerung, in menschlicher Gestalt entgegenkam, einen Teufel in Menschengestalt haben sie nie gesehen. Erst als der Mensch dem Bösen die Idee des Christus, des reinen, fehlerlosen Gottmenschen, entgegenhält, will es zuerst im Nebel zerfließen, aber nimmt dann, gezwungen und in Angstschweiß, wie es selber zugibt, menschliche Gestalt als Gegenbild des Gottmenschen an.

Das Streben nach Erkenntnis des Bösen im Lichte der Vernunft geht weiter, das Böse selbst gestattet nicht, daß der Mensch sich mit überkommenen Namen und Begriffen, wie Zerstörer, Lügner usw., zufrieden gibt, er wird auf des Wesens Tiefe hingewiesen, und da entpuppt sich Mephisto als die Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Aber er selbst macht nicht Ernst damit; im übrigen Werk scheint er von dieser Auffassung seines eigenen Wesens kaum etwas zu wissen, nur der Herr im Vorspiel im Himmel und der erkennende Mensch in seinem Innern weiß, daß die immer auf Zerstörung, ja Vernichtung ausgehende, das Licht verneinende Tendenz in der Schöpfung erfolglos bleibt gegenüber der ewig regen, heilsam schaffenden Gewalt. Und so kann der überlegene Mensch dem Bösen eine Wandlung vorschlagen. «Was andres suche zu beginnen, des Chaos wunderlicher Sohn!» In welchem Ton antwortet Mephisto auf diesen seltsam scheinenden Vorschlag? Mephisto hat zwei Aspekte. Sieht man in ihm die eine, ewig unwandelbare Seite der Schöpfung, so klingt die Antwort reichlich ironisch, von einem Ur-Dämon einem kleinen, unbedeutenden Menschen spöttisch hingeworfen: «Wir wollen wirklich uns besinnen, die nächsten Male mehr davon.» Wenn man aber den Geheimschlüssel «Denn was innen, das ist außen» anwendet, wenn man auf den Angstschweiß des Bösen, das sich zu sich selbst bekennen soll, aufmerksam ist, so hat die Antwort einen unsicheren, man könnte sagen betretenen Ton. Mephisto sucht ja

auch gleich auszuweichen, indem er höflich um Erlaubnis bittet, sich zu entfernen. Erst jetzt, wenn die Meditation über das Wesen des Bösen diese Klarheit erreicht hat, d. h. wenn der Mensch zu der Erkenntnis gelangt ist, daß in seinem Innern das Böse einer Wandlung fähig ist, wird er gewahr, daß er den Teufel in sich gefangen hält, daß er einen Pakt mit ihm schließen, also wirklich eine Wandlung bewirken kann. Als Mephisto zugeben muß: «Was man verspricht, das sollst du rein genießen», fühlt man, wie in ihm der Angstschweiß noch einmal ausbricht; er bittet sofort fast kläglich «hoch und höchst für dieses Mal mich zu entlassen». Da Faust fest bleibt und er über den wachen Menschen keine Gewalt hat, greift er zur List, und da kein Mensch in solcher wachen Vernunftklarheit dauernd verweilen kann, schläfert er mit oberflächlichen, lockenden Traumbildern die Vernunft ein und entkommt. So endet Fausts Ostertag.

Verweilen wir noch ein wenig bei dem Pakt, der in dieser Szene als möglich und als bindend gezeigt wird. Goethe, nicht der Dichter, sondern der handelnde Mensch, hatte den Pakt mit dem Teufel in sich schon lange geschlossen, darüber gibt ein Brief an die Mutter vom 11. August 1781 Auskunft, in dem er über seine Lage in Weimar berichtet. Aus vielen seiner Äußerungen, besonders aus den Tagebüchern der Jahre 1775—1781, wissen wir, daß er Eigendünkel, Selbstgefälligkeit für einen großen Fehler seiner Jugend hält; in dem anzuführenden Brief ist außer diesem noch von den Fehlern des Unbegriffs und der Übereilung die Rede. Diese Fehler hätten wie ein gezähmter Pudel auf dem besten Kissen in ihm ruhig liegen können, wenn er nicht durch seinen Drang zur Tat ihnen Raum gegeben hätte, sich auszuwirken, und dadurch die Notwendigkeit ihrer Wandlung bewirkt hätte. «Bei der lebhaften Einbildung und Ahndung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandten Fehler sich und anderen unerträglich wird. Wieviel glücklicher war es, mich in ein Verhältnis gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war, wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Übereilung mich und andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte, wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die vielen hundert Menschen nicht nötig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war.» Durch diese Prüfungen wandelt sich Eigendünkel in jene klare, fast objektive Selbsterkenntnis, die um die guten wie die schlechten Eigenschaften in sich genau Bescheid weiß, aus der Übereilung wird die immer willige Bereitschaft zur Tat und aus dem «Fehler des Unbegriffs» wird die Unabhängigkeit von allen überkommenen Begriffen und Urteilen, die Fähigkeit, jede Erscheinung «rein» zu sehen.

Das ist Goethes Pudelschwörung in praxi.

Eva A. Meyer

Über allen anderen Tugenden steht eins: das beständige Streben nach oben, das Ringen mit sich selbst, das unersättliche Verlangen nach größerer Reinheit, Weisheit, Güte und Liebe. Goethe